

Weg vom Klick, zurück zum Journalismus

Roger de Weck spart nicht mit Kritik an der Medienbranche. Er spricht von Anbiederung an Social Media und der Vernachlässigung der eigentlichen Aufgabe. Wenn es nämlich keine freie Presse mehr gebe, dann sei die liberale Demokratie in Gefahr.

Dario Muffler

SCHAFFHAUSEN. Hatten Sie ihr Handy heute schon in der Hand? Mit ziemlicher Sicherheit. Und haben Sie heute schon durch Instagram gescrollt? Wahrscheinlich, denn fast zwei Drittel der Schweizer Bevölkerung ist täglich auf Social Media. Dabei sind Sie vermutlich auch auf die eine oder andere Schlagzeile gestossen. Sie lesen schliesslich gerade ein journalistisches Produkt. Doch fast jede zweite Person in der Schweiz tut das nicht mehr, also beschäftigt sich gar nicht mehr mit Nachrichten und journalistischen Inhalten.

«Nicht wenige Medienhäuser verfolgen eine völlig falsche Strategie», sagt einer, der seit Jahrzehnten in der Branche tätig ist: Roger de Weck. Er war Chefredaktor der deutschen Wochenzeitung «Zeit» und des «Tages-Anzeigers» und zuletzt für sieben Jahre Generaldirektor der SRG.

De Wecks Analyse: Journalistische Medien haben sich den sozialen Medien angepasst. Und zwar wegen des ökonomischen Drucks, der wegen weggebrochener Werbeeinnahmen entstanden sei. Vor einem grossen Publikum erläuterte er seine These am Montagnachmittag an der Seniorenuni in Schaffhausen. Medienhäuser würden nur noch produzieren, was geklickt werde. De Weck spricht von



Roger de Weck analysiert in seinem Werk «Das Prinzip Trotzdem» die Lage der Medienbranche und hält sich nicht mit Kritik an seiner Zunft zurück.

Bild: Key

einem «Showprinzip». Alles werde personalisiert, schrecklich vereinfacht, emotionalisiert, und es sei ein Gut gegen Böse. «Es geht um Konflikte statt Kompromisse, wie sie eine liberale Demokratie braucht.»

Was meint de Weck damit genau? «Die Klicks werden maximiert, statt die Leserbindung zu stärken.» Doch das sei der falsche Weg. «Als seien Dezibel das Mass des Journalismus, erhebt er seine Stimme, die trotzdem weniger Gehör findet»,

analysiert de Weck in seinem Werk «Das Prinzip Trotzdem. Warum wir den Journalismus vor den Medien retten müssen». Und in Schaffhausen sagt er: «Bei einem beträchtlichen Teil der Medien hat das dazu geführt, reisserischer zu werden. Die Themenauswahl passiert kommerziell statt essenziell.»

Beispielsweise sei viel an Kultur- und Wirtschaftsberichterstattung gespart worden. «Damit wurden besonders treue Leser vernachlässigt.» Diese

Ressorts hätten schon immer schon weniger Leserinnen und Leser gehabt, aber diese seien richtige Liebhaber gewesen.

Medienfreiheit in der Schweiz in Gefahr?

Roger de Weck spricht sich deutlich gegen diese von ihm genannte «Aufregungsökonomie» aus. Seine Lösung: Journalismus soll wieder seine eigentliche Aufgabe erledigen. «Journalismus ist nichts anderes als Informationen suchen, prüfen, ana-

lysisieren, einordnen, gewichten, darstellen, erklären und eventuell kommentieren und bei Bedarf aktualisieren oder bei Fehlern korrigieren.»

Wo aber liegt das Problem, wenn sich der Journalismus nicht seinen eigentlichen Aufgaben widmet? Ein Blick in die USA zeigt es. Gemäss neusten Zahlen haben 50 Millionen US-Bürgerinnen und -Bürger keinen Zugang mehr zu einem Regionalmedium. Diese Menschen informieren sich auf Social Media. «Sie radikalisiert sich, und der Begriff dessen, was Journalismus ist, geht verloren», so de Weck. «Es sind die Gebiete, in denen Donald Trump besonders erfolgreich ist.» Weil es ihnen in die Karten spielt, schränken Autokraten wie er Medien zudem weiter ein. Für de Weck ist klar: «Wer die Medienfreiheit bekämpft, bekämpft auch die Demokratie.»

«Ich plädiere für finanzielle Hilfen»

De Weck warnt, man müsse gar nicht so weit weg blicken. Auch in der Schweiz sei die Medienfreiheit in Gefahr. Totalitär regierende Männer wie Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán und Serbiens Präsident Alexander Vučić, die in ihren Ländern die Medien unter Kontrolle haben, würden hierher eingeladen, um in Luxushotels zu berichten, «und erhalten dabei Standing Ovations von den Spitzen einer

Partei», kritisiert de Weck beispielsweise die «Weltwoche».

Die Freiheit gelte es zu jedem Zeitpunkt zu verteidigen, so de Weck. Dazu gehöre, sich für den Journalismus einzusetzen – und zwar auch finanziell. Denn damit der Journalismus seine Rolle erfüllen könne, müsse in redaktionelle Ressourcen investiert werden. Regionalmedien fehle das Kapital laut de Weck schlicht. «Ich plädiere für finanzielle Hilfe für private Medienhäuser durch die öffentliche Hand.» Ansonsten drohe eine stärkere Medienkonzentration. «Politischer Föderalismus und medialer Zentralismus. Wollen wir das? Nein!»

Auch dass reiche Leute Medien finanzierten, sei eine Gefahr. «In der Kraft ihres Reichtums beginnen sie Politik zu machen. Im Stillen sind sie die Geldgeber von Medien wie dem «Nebelspalter». Wollen wir Medien, die die ganze Zeit auf Transparenz pochen, aber keinesfalls sagen wollen, wer sie finanziert? Nein!», sagt de Weck.

Der Journalismus müsse substanzieller werden, lautet zusammengefasst die Kritik an der Branche. Und die Politik müsse erkennen, dass sich Medien und Demokratie einander bedingen. Womit wir wieder bei Ihrem Handy wären. «Freiheit ist das Gegenteil des Akkus im Handy. Der Akku verbraucht sich, wenn man ihn nutzt. Freiheit aber vergeht, wenn man sie nicht nutzt.»

Erste Waldspielgruppe im Kanton: So starteten die Pioniere

Als Walti Kübler und Nicole Bienz bemerkten, wie zufrieden Kinder im Wald stundenlang spielen, haben sie nicht lange überlegt, sondern sind vor 25 Jahren mit den ersten «Waldzwerge» gestartet. Heute ist das, was sie damals gemacht haben, in Mode.

Eva Schmid

SCHAFFHAUSEN. Es braucht nicht viel, um Kinder glücklich zu machen: ein paar Stöcke, ein bisschen Laub und einen Ort, an dem man sich austoben kann. Wie zufrieden die Kleinen sind, wenn sie draussen im Wald sein dürfen, hat Walti Kübler bei einem Abschlussfest der Krabbelgruppe seiner Tochter am Waldrand festgestellt. «Wir Erwachsene haben uns kurz unterhalten, dann war es plötzlich still um uns herum, und wir merkten, dass die Kinder weg waren.» Sie waren ausgestreut in alle Himmelsrichtungen, beschäftigt mit dem, was ihnen die Natur zu bieten hatte.

Das war vor genau 25 Jahren. Heute ist Küblers Tochter erwachsen und ihrem Vater dankbar, dass er damals so engagiert etwas ins Leben gerufen hat, was Anfang der Nullerjahre im Kanton Schaffhausen Neuland war. Kübler hat zusammen mit einer anderen Mutter, Nicole Bienz, die erste Waldspielgruppe in Schaffhausen gegründet.

Anfangs wurden sie belächelt

«Wir haben einfach losgelegt, mussten lediglich beim Stadt-

forstamt die Bewilligung einholen», erinnert sich Kübler. Er erinnert sich, wie sie anfangs leicht belächelt wurden von den zuständigen Forstleuten. «Die dachten vermutlich, dass wir das hier kein Jahr aushalten», sagt er und schmunzelt. Zusammen mit Nicole Bienz organisierte er, dass die Waldhütte Stöck von den «Waldzwerge» – so der bis heute bestehende Name der Spielgruppe – genutzt werden darf. In der Hütte steht ein kleines Regal, hier hat jedes Kind in einem Schuhkarton seine Arbeitsutensilien. Eine kleine Schaufel, eine Kindersäge.

Am Eingang der Tür stehen Kinderrechen und -hacken. Holzscheite liegen aufgetürmt für ein Lagerfeuer bereit. «Schau mal einer an, den Grill gibt es ja immer noch», sagt Kübler. «Und meine alten Küchenschemel», sagt eine andere ehemalige Leiterin. An einem Nachmittag im November treffen sich die ehemaligen und aktuellen Spielgruppenleitenden zu einem Umtrunk am Feuer, es wird Schlangenbrot gemacht, Gläser erklingen beim Anstossen auf die vielen vergangenen Jahre.

«Wir waren immer selbsttragend, haben nie Gelder erhalten», erzählt Kübler und ergänzt, dass das Projekt von Anfang an bis zum heutigen Tag eine Herzensangelegenheit sei und von der Überzeugung lebe, dass es sich im Wald, inmitten der Natur, gut aufwachsen lasse. Eltern zahlen heute für zwei Waldvormittage 95 Franken im

Monat (ausser im Juli), die Gruppe umfasst rund zehn Kinder im Alter von drei bis vier Jahren. Besucht wird sie von Kindern, die noch nicht im Kindergarten sind.

Noch immer, so erzählt die aktuelle Leiterin Marianne Geismann, beginne der Waldtag der Spielgruppe, die sich immer dienstags und donners-



Walti Kübler und Nicole Bienz, die Gründer, erinnern sich beim Jubiläum an die Anfangsjahre.

Bild: Tabea Hablützel

tags für zweieinhalb Stunden trifft, auf dem «Waldsofa». Was gemütlich klingt, ist eher bodenständig. Kübler hatte einst einen Halbkreis aus kleinen Holzrugeln erstellt, dahinter eine Art Spalier aus aufgeschichteten Ästen und Stöcken, sodass man sich auch anlehnen kann.

Vom Bisibaum und guten Ideen

Auf dem «Waldsofa» wird – damals wie heute – das Morgenritual abgehalten: «Wir sagen dem Wald Grüezi, hören in ihn hinein, und dann gibt es eine kleine Geschichte», erzählt die aktuelle Leiterin. Danach beginnt das freie Spiel. Viele Vorgaben oder Anleitungen brauche es nicht, weiss Geismann. Die Kinder kommen meist selbst auf gute Ideen. Selbst bei Schnee und Regen sind sie draussen. Nur bei oder nach einem Sturm weichen sie auf einen Spielplatz in der Stadt aus. Viel Komfort gibt es nicht, dafür umso mehr Abenteuer. «Wir haben einen Bisibaum», und wer mal etwas länger auf Toilette müsse, bekomme einen Topf, dessen Inhalt dann in einer Tüte von den Leiterinnen entsorgt werde.

Ausser Kübler haben die bisher in die Gruppe involvierten rund 15 Frauen, die die Gruppe in wechselnder Besetzung leiteten, einen pädagogischen Hintergrund. «Ich war damals Hausmann, meine Frau ging arbeiten, und ich habe mit den Kindern einfach das gemacht, auf was sie Lust hatten.» So entstanden ein Futterhäuschen für Vögel, unzählige Tipis aus Holz. Vor 20 Jahren pflanzte Kübler auch einen Christbaum nahe der Hütte an, er steht bis heute und wird für die Waldweihnachtsfeier geschmückt.

«Das Schönste für die Kinder war das gemeinsame Weihnachten hier im Wald», sagt Kübler, und Marianne Geismann nickt. Es ist noch immer das Highlight für Eltern und Kinder. Wenn der Christbaum mit echten Kerzen erleuchtet, über dem offenen Feuer eine Suppe oder ein Risotto gekocht wird. Wie sehr das in Erinnerung bleibt, bemerkt Kübler immer wieder: «Ich treffe auf der Strasse ehemalige «Waldzwerge», die mittlerweile 26 oder 27 Jahre alt sind und die auf mich zukommen, mich umarmen und sich bedanken für die schöne gemeinsame Zeit im Wald.»